



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Niemann, August: Emilie Zola.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Emile Zola.

Von August Niemann.



Die Romane Zolas einer öffentlichen Besprechung zu unterziehen, ist mir früher als ein undankbares Unternehmen erschienen, weil ich mir sagte: niemand bei uns kennt sie, sie sind zum Teil von der Polizei konfisziert, von den Gerichten verboten worden, und obwohl sie in Frankreich viel gelesen werden, können sie doch den reineren Sitten des deutschen Reiches nur zuwider sein; sie müssen auf das deutsche Gemüt wirken wie Lab auf süße Milch, sie müssen es zum Gerinnen bringen. Doch war es mir auffallend, wie oft ich im Laufe der letzten Jahre vernichtende Urteile über Zola bei uns hörte, wie ungemein viele Herren der gebildeten Welt ihre Entrüstung über jene Bücher kundgaben, und wie groß selbst die Zahl der Damen war, welche erklärten, man könne solche Romane nicht lesen. Auch hatten diese Äußerungen eine wesentlich andre Form, als sie den literarischen Urteiler in der Regel eigen ist. Denn auch mit Charles Darwin z. B. oder Arthur Schopenhauer oder gar dem teuern Gottesmann Dr. Martin Luther sind gar viele gebildete Leute gut bekannt, nur pflegt es sich in der Unterhaltung über die Werke dieser Männer herauszustellen, daß man sie nicht eigentlich selbst gelesen hat, sondern nur Besprechungen oder Schriften über sie, oder gar bloß Rezensionen von Besprechungen von Schriften über die Originale kennt. Aber mit Zola scheint das anders zu sein. Ich möchte darauf schwören, daß die Leute ihn selber gelesen haben, und wenn auch sein Leserkreis natürlich bei uns lange nicht so groß ist wie in Frankreich, so darf ich doch wohl annehmen, daß ihn genug Leute kennen, um eine Betrachtung seines Wirkens nicht überflüssig erscheinen zu lassen.

Die große Verbreitung, welche Zolas Werke gefunden haben, führt mich zunächst auf die alte und für Schriftsteller und Buchhändler immer wieder neue Frage, was denn wohl eigentlich der Grund sein mag, warum dies oder jenes Buch viel gelesen wird. Manche Leute sagen, ein Buch würde dann viel gelesen, wenn es gut sei. Das sind die sogenannten Optimisten. Andre Leute sagen wieder, ein Buch müsse schlecht sein, um allgemeinen Beifall zu finden. Das sind die sogenannten Pessimisten. Aber ich denke, daß keines von beiden ganz richtig ist, obwohl beide Ansichten sich vertreten lassen. Es wird sich wohl mit der geistigen Nahrung ähnlich verhalten wie mit der leiblichen, und wie die Leute in den verschiedenen Provinzen unsers Vaterlandes ihre bestimmte Vorliebe für gewisse Getränke und Gerichte haben, so hat auch dieser Kreis des Publikums eine Vorliebe für Paul Heyse, jener für Fritz Reuter, ein dritter wieder für Konrad von Volanden. Ganz allgemein kann man wohl nur sagen, daß jeder

diejenige Lektüre für die beste hält, welche ihm am besten gefällt, und daß ihm diejenige am besten gefällt, welche seinem eignen Denken am verwandtesten ist. Nun hat die Natur es aber so eingerichtet, daß in allen Dingen das mittlere Maß weitaus am meisten vorkommt. Sehr wenige Leute haben ganz kleine, sehr wenige Leute ganz große Nasen, die meisten haben eine Nase von mittlerer Größe. Es giebt äußerst wenig Riesen in der Welt und äußerst wenig Zwerge. Sehr wenige Frauen sind von vollkommener Schönheit und sehr wenige durchaus häßlich, die meisten sind so gestaltet, daß das Auge ihren Anblick gern erträgt, ohne gerade in Entzücken zu geraten. So sind auch sehr wenige Leute ganz schlecht und sehr wenige ganz gut, bei den meisten steht es mit der Tugend wie mit dem Gelde: sie haben davon gerade soviel, um sich ehrlich durchbringen zu können. Und so ist es denn auch mit der Einsicht. Wenige sind ganz dumm, wenige ganz geachtet, die meisten haben eine mittelmäßige Dosis von Verstand bekommen. Da nun jeder das ihm Ähnliche bevorzugt, so ist es klar, daß es weder die guten noch die schlechten Bücher sind, welche viel und gern gelesen werden, sondern eben die mittelmäßigen. Das wissen auch die beliebten Autoren sehr gut, und sowohl Gustav Freytag wie Georg Ebers, sowohl Felix Dahn wie Friedrich Spielhagen verbergen sorgfältig die tiefe Erkenntnis und die weisheitsvolle Schöpfungskraft ihres überlegenen Geistes, machen dem Publikum allerhand gefällige Scherze vor und erzählen ihm Geschichten, die es versteht, weil sie nicht Lust haben, gleich Shakespeare und Goethe auf einsamer Höhe zu thronen. Denn was wir unter wirklich guten Geisteswerken zu verstehen haben, das ist sehr leicht und einfach zu sagen: Es sind solche Werke, welche erst nach dem Tode ihrer Urheber in weitem Kreise genannt werden und dann im Laufe der Jahrhunderte zu wachsen anfangen, gleich den hohen Thürmen der Dome, die erst dem Auge des Fernstehenden kenntlich aus der Häusermasse emporragen. Denn die Zeit bringt den Wert aller Dinge ans Licht. Sie ist die Mutter der Wahrheit.

So können wir auch wohl von Zola getrosten Mutes sagen: seine Romane können weder ganz gut noch ganz schlecht sein; sie würden sonst nicht soviel gelesen werden. Nur wollen wir uns mit diesem so ganz allgemeinen Urteil nicht begnügen, sondern die Eigenart dieses Schriftstellers näher untersuchen, um zu sehen, in welcher Weise er denn lesenswert ist, was ihn über die gewöhnlichen Romanschreiber erhebt und worin er hinter großen Dichtern und tiefen Denkern zurücksteht.

Zola nennt sich selbst einen Naturalisten, und er hat auch über das Wesen des Naturalismus geschrieben. Doch wollen wir hier seine Ansichten nicht berücksichtigen, da er ja hierbei in eigener Sache kämpft, sondern wir wollen ihn nach seinen Werken, nach seinen Romanen beurteilen, dem Spruche gemäß, daß der Baum an seinen Früchten zu erkennen ist. Mit dem Naturalismus nämlich ist es eine eigne Sache, und nicht eben leicht offenbart sich sein eigentliches Wesen dem suchenden Blicke. Wollen wir ihn so verstehen, daß es heißen soll,

Naturalismus sei, der Natur den Spiegel vorhalten, so kommen wir dahin, bekennen zu müssen, daß jeder Dichter, wie überhaupt jeder Künstler, Naturalist sei. Denn sie halten alle insofern der Natur den Spiegel vor, als sie die Erscheinungen der Welt so wiedergeben, wie sie sich in ihrem Kopfe spiegeln. Nur bestehen zwischen den verschiedenen Spiegelbildern große Unterschiede. Die ganz unbedeutenden Künstler geben flache, schiefe, verzerrte Bilder gemäß ihrem wenig befähigten und unharmonischen Geiste, die mittelmäßigen geben solche Bilder, welche der Menge als gut und richtig erscheinen, die großen Künstler aber geben, ihrem umfassenden und in die Tiefe blickenden Genius gemäß, wundervoll tiefe, harmonische und schöne Bilder, sodaß nur die bedeutenderen Geister imstande sind, darin die Welt wieder zu erblicken. Zola aber will etwas besonderes sein, indem er sich Naturalist nennt, und alle Naturalisten wollen etwas besonderes sein. Sie wenden sich nämlich gegen diejenigen, welche sie Romantiker nennen, und behaupten, daß dies Schönfärber seien und in einer erträumten Welt lebten, während sie, die Naturalisten, der Wahrheit huldigten. Die Wahrheit aber, sagen sie, biete keinen schönen Anblick.

In dieser Meinung hat Zola Romane geschrieben, in welchen er die französische Gesellschaft geißelt, und besonders sind hier drei Romane zu nennen: *Assommoir*, worin er das arme Volk der Großstadt, *Pot-Bouille*, worin er den Bürgerstand, und *Nana*, worin er die Aristokratie darstellt. Diese drei Romane schildern das ganze Volk, insofern es seine Blüte und Krone in der Hauptstadt entfaltet, als durchaus verdorben, und bilden ein geschlossenes Ganzes, worin Zolas Anschauung sich rein und unverfälscht ausprägt. Er hat zwar noch andre Romane geschrieben und z. B. das *Bonheur des Dames* auf *Pot-Bouille* folgen lassen, aber er hat damit wohl nur der lastenden Wucht der allgemeinen Entrüstung nachgegeben und etwas gegen sich selbst gesündigt, denn die Schilderungen im *Bonheur* sind schwach, schattenhaft und charakterlos im Vergleich zu der Energie, mit welcher jene drei Romane durchgeführt sind.

Also die Wahrheit, die ungeschminkte Wahrheit will Zola über die französische Gesellschaft sagen. Das *Assommoir* ist eine Schenke in der Vorstadt, welche vom armen Volke besucht wird, und sie dient ihm als Beispiel, um zu zeigen, daß der Branntwein das arme Volk frißt. Er stellt das Volk dar als eine Herde unmündiger Geschöpfe, eben über den Standpunkt des Menschenaffen hinausgewachsen, ohne jeden Sinn für Geistiges, allein auf die Erhaltung und die Fortpflanzung des Lebens bedacht, in enger Arbeit gebunden und der Verführung zum Trunke schutzlos ausgesetzt. Die Heldin des Romans ist eine hübsche, gute und fleißige Person, welche aus Charakterschwäche, während sie doch über ihre Pflicht hinaus brav ist, der allgemeinen moralischen Krankheit zum Opfer fällt und gleich ihrem Gatten am Trunke stirbt. In *Pot-Bouille* wird der Bürgerstand insofern als dem Proletariat ähnlich gezeichnet, als auch hier die beiden einzigen Hebel der Ereignisse der Trieb der Ernährung und der

Geschlechtstrieb sind. Doch findet sich hier, wo das Joch der Handarbeit nicht die Nacken wund drückt, als Resultat der größeren Bewegungsfreiheit die Heuchelei vor, und die Leute gehen nicht am Branntwein zu Grunde, sondern sie verfaulen gleichsam von innen heraus, indem ihre Laster unter bürgerlich anständigem Firniß ungestört weiter brodeln und schwären und sozusagen eine moralische Blutvergiftung erzeugen. Bei weitem am packendsten ist Nana geschrieben, wo die Aristokratie in ihrem Zusammenhange mit dem Theater und den Kourtsanen geschildert wird. Hier tritt das Laster frei und mit blendendem Flimmer ans Tageslicht und gestattet dem Künstler den Gebrauch seiner grellsten Farben. Die Grundfarbe zwar ist wieder dieselbe wie in den beiden andern Romanen. Die Aristokratie hat gleich dem Bürger und dem Arbeiter nur zwei Ziele: erstens gut zu essen und zu trinken und zweitens sich am Weibe zu erfreuen. Nur ist der Aristokrat nicht allein über den Zwang der Arbeit, sondern auch über den Zwang der Heuchelei hinaus, und die Freiheit der Bewegung ist bei ihm so groß, daß er Tollheiten begeht, und daß er weder am Branntwein stirbt, noch auch am Ekel seiner selbst verrottet, sondern der geistigen Zerrüttung, der Manie und dem Selbstmord zum Opfer fällt. Zugleich schließt sich hier der Ring der Schilderung und läßt das Bild des Volkes vollständig erscheinen, indem es die Tochter des Armen ist, die die Reichen tötet. Die *mangeuse d'hommes*, Nana, welche einem Bürgengel gleich in der Aristokratie wüthet, ist die Tochter des Zinnarbeiters und seiner hübschen Frau aus dem *Assommoir*, welche am Branntwein starben.

Was nun Zola als einen bedeutenden Künstler erkennen läßt, das ist die Großartigkeit seines Planes und die Konsequenz und bewundernswerte Kraft und Sorgfalt seiner Ausführung. Hierin verdient er die größte Anerkennung. Es ist wahrlich kein Geringes, sich eine solche Aufgabe zu stellen und sie durchzuführen. Erforderlich hierzu ist vor allem ein kühner, umfassender Blick, der den Nebel der Vorurteile zu durchdringen und das ganze Volk zu übersehen vermag, dann ein gewaltiger Fleiß im Studium der einzelnen Erscheinungen, eine unermüdbliche Ausdauer bei der Wiedergabe und endlich eine starke dichterische Begabung, um Gestalten und Ereignisse so anschaulich und ergreifend darzustellen. Diese Eigenschaften besitzt Zola in hohem Maße. Er geht zu Werke wie jene Leute, welche als Zierden der Wissenschaft bewundert werden: keine Mühe schreckt ihn ab, kein bebender Herzschlag läßt ihn erlahmen, keine Thräne des Mitleids trübt sein beobachtendes Auge. Wir sehen die düstern Geheimnisse der Hütte und des Palastes, bei deren Enthüllung ein banger Schauer uns überfällt, mit einer Deutlichkeit entfaltet, die uns an den Autor wie an einen Mann von Erz denken läßt. Soweit geht unsre Anerkennung, unsre Bewunderung.

Die Frage ist nur: Ist es wirklich die Wahrheit, was er uns giebt? Ist sein Naturalismus ein guter, reiner, ebenmäßiger Spiegel der Natur, welche Gott erschuf und erhält?

Ich erinnere mich hier eines Gedichtes aus sehr alter Zeit, eines Gedichtes des Simonides, worin der Dichter sich gegen den Pittakos wendet, weil dieser gesagt hatte, es sei schwer, gut zu sein. Nicht schwer ist es, gut zu sein, antwortet Simonides, sondern es ist ganz unmöglich. Nur ein Gott vermag gut zu sein, der Mensch aber entgeht dem Fehltritt nicht, darum will ich mich nicht abmühen, Unmögliches zu erpähnen, indem ich nach einem Manne ohne jeglichen Tadel suche, und ich will jeglichen loben und lieben, der nur Schmachvolles nicht thut, denn mit dem Schicksal kämpft auch ein Gott vergebens. Platon aber, welcher dieses Gedicht erklärt, setzt hinzu, Simonides sei nicht so ununterrichtet gewesen, daß er angenommen hätte, es gäbe Leute, die das Böse freiwillig thäten. Nach seiner, des Platons, Überzeugung denke überhaupt kein einsichtiger Mann, daß irgend ein Mensch das Schändliche aus freier Wahl thue, sondern alle wüßten wohl, daß jedermann unvorzüglich sündige.

Von der Wahrheit, die sich in den angeführten Worten ausspricht, scheint auch Zola, wenn nicht eine wahrhaft philosophisch begründete Einsicht, so doch ein künstlerisches Gefühl zu haben. In einigen seiner Personen, und, wie ich denke, in den am besten charakterisirten, tritt das hervor. Die unglückliche Heldin des Assommoir ist ein ganz vortreffliches Weib, von wahrhaft rührender Güte, die aus reiner Tugend, obwohl im Elende, nicht mit dem einzigen Manne fliehen will, der sie wahrhaft liebt. Ihr Mann ist ein fleißiger, munterer Arbeiter, der nur infolge eines unglücklichen Sturzes der Arbeit entfremdet und dem Alkohol zugeführt wird. Mana erscheint während ihrer Liebschaft mit dem häßlichen Komiker Fontan plötzlich mit den edelsten Tugenden ausgerüstet, was oberflächliche Leser für einen Fehler des Autors halten. Sie verachtet das Geld, sie arbeitet, sie läßt sich geduldig prügeln aus Liebe, sie verkauft sogar ihren Leib gewerbmäßig auf der Straße, um den Mann zu ernähren, der sie mißhandelt, was meiner Meinung nach ein äußerst feiner Charakterzug ihres Wesens ist. Aber es lassen sich nur wenige solche Züge aufzählen, welche zeigen, daß Zola wohl wisse, niemand thue das Böse freiwillig. Zola hat sich, der Mode des Zeitalters folgend, in seiner Unterscheidung zwischen Gut und Böse auf den naturwissenschaftlichen Standpunkt gestellt und will in seiner Gesellschaftskunde nach Analogie von Stuart Mill, Herbert Spencer, Auguste Comte und ähnlichen Sozialphilosophen die Laster aus erblich sich fortpflanzenden und allmählich in den Generationen wachsenden Keimen erklären. Die Familie, deren Schicksal, äußerlich betrachtet, das zusammenfassende Band seiner sozialen Romane ist, soll die Weiterentwicklung des Lasterkeimes anschaulich machen. Den Ursprung des Keimes vermag er natürlich so wenig wie die andern anzugeben, und auch über die Wachstumsbedingungen desselben ist er nicht klarer als sie. Nur nach einer, und zwar einer nicht unwichtigen Richtung hin muß ihm Scharfblick zugestanden werden. Seine schlechtesten, das heißt seine schwächsten, das heißt seine kränksten Personen sind zugleich die größten Leckermäuler. Das elende Volk im Assommoir wird ein-

gehend geschildert, wie es sich, das Wasser im Munde, um eine fette Gans versammelt; die Lieblingsspeise des schlimmen Richters in Pot-Bouille, eines Mannes mit liederlichen Neigungen im Herzen und Flechten im Gesicht, ist, wie mehrfach angeführt wird, das blutige Roastbeef, und Nana, der „glänzende Mistkäfer“ ist pfundweise Zuckerwerk. In diesem Punkte begegnet sich Zola unter anderm mit Goethe, der im Faust die „ungemischte Speise“ als eine Bedingung körperlicher und geistiger Gesundheit nennt, und im Tasso durch den Mund Antonios die erhaltende Diät des Dichters als den Grund seiner ungleichen, exaltirten Stimmung bezeichnet. Mit einer solchen Auffassung steht auch Zolas Privatleben in Einklang. Diejenigen, welche meinen, der Dichter so schrecklicher Geschichten müsse ein wüster Mensch sein, der sich im Pariser Schlamme wälze, irren sehr. Zola lebt in einer einsamen Behausung eine halbe Meile von dem kleinen Flecken Meudon in glücklicher Ehe und ungetrübter Gesundheit und — trinkt nur Wasser.

Wenn nun aber Zola auch in einigen Fällen seine Schlechten als vom Schicksal zu Boden geworfen darstellt und insofern mit den Weisen übereinstimmt, so ist dies doch in den allermeisten Fällen, bei der unendlich überwiegenden Menge seiner Personen nicht der Fall. Der Leser hat wohl ausnahmslos bei der Lektüre die Empfindung, in eine durchaus schlechte Gesellschaft geführt zu sein, welcher er weder Mitleid noch Liebe zuwenden kann. Ich glaube nicht, daß irgend ein denkender und fühlender Mensch einen der drei erwähnten bedeutenden Romane beendet aus der Hand legt, ohne sich zu freuen, daß er fertig ist und sich nunmehr in reinere Luft begeben kann. Und das ist kein gutes Zeichen für die Bücher. Denn es ist ja nicht Geisteschwäche, was sich hier in der Empfindung des Lesers kundgibt, indem er etwa nicht den Mut hätte, der Wahrheit ins Auge zu sehen, sondern es ist das in jeder Menschenbrust unverilgbare Vertrauen zu der göttlichen Gerechtigkeit, was ihn wünschen läßt, im Dichterwerke die Tugend verklärt zu erblicken, wenn auch nicht im äußerlichen Siege des Guten, so doch in der poetischen Gerechtigkeit, welche auch bei schlimmstem Ausgange in der Perspektive auf das Unendliche und Bleibende eröffnet wird. Bei Zola ist der endliche Eindruck ein trauriger, ein niederdrückender, ein abstoßender. Er ist stolz darauf und erklärt, daß dies eben Naturalismus sei, aber in Wahrheit ist dies eine *causa deficiens* seines Genius. Simonides sagt: Ich liebe, ja lobe jeglichen, der nur nichts Schändliches thut. Wen aber lobt und liebt Zola? Niemanden. Thun sie denn alle Schändliches?

Indem Zola die Gesellschaft nach ihrer dreifachen Gliederung in Arbeiter, Bourgeois und Aristokratie schildert, zeigt er zwar insofern ein feines Denken, als er die Größe der Laster mit zunehmender Wohlhabenheit und höherer Stellung des Sünders als größer schildert. Seine Arbeiter sind noch ziemlich wacker, und ihre Laster sind verhältnismäßig klein; seine Bourgeois sind schon weit mehr angefault, die Krone der Schlechtigkeit findet sich aber erst auf dem Haupte der Vornehmen. Aber welches sind denn überhaupt die Verbrechen seiner Welt?

Er will auch hier Naturalist sein. Er führt uns keine „Verbrechen blutigkolossal“ vor; in den drei Romanen wird man vergeblich nach Handlungen und Charakteren suchen, wie Sue sie in den „Mysterien von Paris“ darstellt, oder wie wir sie im Leben von Berlin durch den Prozeß Dickhoff kennen gelernt haben. Er ist stolz darauf, zu zeigen, daß das Volk nur erbärmlich ist. Seine Personen sind dem Trunke ergeben, der Bauch ist ihr Gott, die Mädchen suchen nach Männern und heiraten, um versorgt zu werden, Frauen und Männer treiben Ehebruch, sie spielen, wetten, vergeuden ihr Vermögen, bringen sich ums Leben, aber das ist auch so ziemlich alles. Man kann sagen: es ist genug, aber man wird zugestehen, daß die Helden sehr vieler Romane Schlimmeres thun. Der Naturalist sagt: es ist so, wie ich es darstelle, es ist alles gemein. Aber gerade hier ist die Grenze, hier hört, vor der höchsten Wahrheit dichterischer Kunst, des Naturalisten Schöpfungskraft auf. Denn er vergißt meistens, uns zu zeigen, daß seine Personen auch gut sind, und dadurch raubt er gerade seiner Darstellung die feinste Spitze, die eindringendste Kraft, damit tritt er der Naturwahrheit gerade entgegen. Erst dadurch, daß wir den Guten straucheln sehen, wird unser Mitgefühl erregt, und das zeigt uns Zola nur ganz ausnahmsweise. Erst im Hinblick auf ein Gutes, welches von den Schlechten nur verkannt wird, erkennen wir die Wahrheit. Oder ist es nicht so? Gibt es irgendwo etwas Schlechtes anders als im Gegensatz zum Guten, und irrt Platon, wenn er sagt, niemand thue das Böse freiwillig?

Ich denke, daß gerade Zolas Personen, indem sie nichts Ungeheuerliches thun, sondern nur Fehler begehen und im Laster auf der schiefen Ebene abwärts gleiten, sich ganz vorzüglich zu einer Darstellung geeignet hätten, welche den höchsten dichterischen Wert erhielte, indem das Gute in den Hintergrund gerückt worden wäre. Er hätte diese Romane zu satirischen machen können, indem er alle diese schlechten Leute als irrende Schafe dargestellt hätte. Ich muß gestehen, daß ich zuweilen gedacht habe, Zola habe wirklich diese drei Romane im Sinne einer einzigen großen Satire geschrieben, aber ich bin von dieser Meinung wieder abgekommen, weil ich nicht das Positive fand, dem gegenüber die Sünden der von ihm geschilderten Welt als Thorheit erscheinen könnten. An manchen Stellen mutet die Darstellung wie eine Satire an, aber im ganzen ist sie naiv, ist sie ehrbar, denn der Naturalist ist nicht ironisch, er ist bieder, er ist meiner Meinung nach ein Philister. Aber selbst ohne Ironie hätte er seine Personen in das rechte Licht rücken können, wenn er besser gezeigt hätte, daß sie auch gute Seiten haben, wenn er uns ihre Liebenswürdigkeit, ihre geistigen Stärken als versöhnende Momente im Gegensatz zu ihrer Häßlichkeit und ihren geistigen Schwächen anschaulicher gemacht hätte. Aber das thut er sehr selten. Er zeigt nicht, daß alle das Böse unfreiwillig und nur im Irrtum über das Gute thun, und niemals läßt er den einmal Gefallenen sich wieder erheben. Es ist herzerreißend, zu sehen, wie die blonde Heldin des Assommoir allmählich

rettungslos im Schlamm versinkt. Eine solche Behandlung heißt aber, die Menschen sowohl wie das Schicksal ungerecht behandeln, denn so wie „ein wackerer Mann bald schlecht, bald wieder auch edel handelt,“ so ist auch das Schicksal nicht immer ohne Erbarmen, Fortuna steht auf rollendem Rade. Hat denn Zola nicht beobachtet? Selbst wenn er die schlimmsten Verbrecher beobachtet, wird er das Gute im Hintergrunde finden. Denn auch Räuber und Mörder suchen unter sich und vor dem Volke mit ihren Verbrechen zu prunken und bezeigen der Tugend ihre Ehrfurcht, indem sie ihre Schandthaten als Beweise von Klugheit und Tapferkeit rühmen, wie sie auch zu Anführern und Hauptleuten nicht diejenigen wählen, welche sie für die dümmsten und feigsten, sondern diejenigen, welche sie für die klügsten, tapfersten und gerechtesten der ganzen Bande halten. Wieviel mehr muß die Huldigung der Tugend bei den geringeren Verbrechen, bei der ganzen Gesellschaft unsrer Naturalisten hervortreten! Wir sind die Marionetten der Vorsehung. Niemand lügt, ohne der Wahrheit zu huldigen, denn er weiß, daß die Lüge nur insofern Wert hat, als sie der Wahrheit ähnlich ist, und das Wort, die Heuchelei sei eine Huldigung, welche das Laster der Tugend darbringe, ist vollständig wahr. Niemand entbehrt der Idealität, selbst nicht wenn er Ideale lästert, denn indem er auf das materielle Leben als das Vorzüglichere hinweist und die Ideale für etwas Lächerliches erklärt, schafft er ja etwas, was ihm Ideal sein soll, und sucht das Niedrige mit einem Glanze zu umkleiden, den er von dem Hohen borgt. Ist es denn den Naturalisten niemals aufgefallen, daß die Menschen insgesamt den Vorwurf der Unwissenheit für den beleidigendsten halten, sodaß sie lieber, wenn sie die Wahl haben, für schlecht als für dumm gelten wollen? Und vermögen sie nicht zu erkennen, daß die Menschen damit eine unbewußte Weisheit bekunden, nämlich die Einsicht, daß die Unwissenheit die Wurzel, dasjenige aber, was das Volk Schlechtigkeit nennt, nur die Zweige am Baume des Todes sind? Sicherlich, wer die Menschen so kahl, so armselig, so ganz dem Schlechten verfallen darstellt und dabei mit der ernsthaften Miene des Naturforschers zu Werke geht, der kennt die Menschen nur halb. Und diese Einseitigkeit der Schilderung ist einer der großen Mängel, die Zola im Vergleich mit einem wahrhaft genialen Dichter hat.

Ein anderer großer Mangel aber hängt mit diesem eng zusammen. Weil Zola die Quelle der Schlechtigkeit nicht recht erkannt hat und deshalb das Gute nicht darzustellen und in den geeigneten Gegensatz zum Schlechten zu stellen weiß, entgeht ihm der rechte Angriffspunkt für die Spitze seiner Lanze. Ich denke hier an einen großen Franzosen, der für die neuere Literatur seines Volkes von der höchsten Bedeutung geworden ist und dessen Einfluß sogar in England und ein ganz klein wenig auch in Deutschland zu spüren ist, nämlich an François Rabelais. Er war in gewissem Sinne der Vorgänger Zolas. Er hat überhaupt den Stil und die Denkweise der bedeutenderen Schriftsteller Frankreichs stark beeinflusst. Montaigne, noch mehr aber Molière und nach ihm Voltaire haben

von Rabelais gelernt. Molières Komödien sind voll von Rabelais' Geist, und einzelne seiner Szenen, wie z. B. die zweite in *Le mariage forcé*, sind ganz getreu bestimmten Abschnitten aus *Gargantua* und *Pantagruel* nachgebildet. Die Kühnheit des Angriffs auf die Gesellschaft, welche Zola auszeichnet, ist dem traditionellen Kampfgeiste gemäß, welcher sich von Rabelais auf die geistvollen Köpfe des jungen Frankreichs vererbt hat. Nur besteht zwischen Rabelais und Zola der gewaltige Unterschied, daß der erstere die Verführer angreift, der letztere die Verführten, daß der erstere das Übel an der Wurzel packt, der letztere an den Zweigen. Rabelais' eminenten Geist spottete der Pseudo-Wissenschaft, ließ die Weisheit der vier Fakultäten wie einen Federball vor seinem satirischen Schlagholz tanzen, und stellte die gesellschaftliche Ordnung selbst als lächerlich und verkehrt hin, Zola hat Respekt vor der Gelehrsamkeit, verehrt die bürgerlichen Einrichtungen der Gesellschaft und tadelt nur die Individuen, welche die Gesellschaft zusammensetzen. Ein einzigesmal nur nimmt er einen schwachen Anlauf, die Kirche selber hinsichtlich ihres Wertes in Frage zu stellen. Das ist in *Pot-Bouille*, wo der Priester den Effekt der neuen Dekoration des Hochaltars berechnet; aber das ist nur vorübergehend, und im übrigen blickt immerfort die Achtung vor dem Bestehenden hindurch. Am meisten tritt das natürlich in demjenigen Punkte hervor, welcher überhaupt der beherrschende in den genannten drei Romanen ist, nämlich in der Frage des Verhältnisses der beiden Geschlechter zu einander. Während Rabelais die Ehe selbst in seiner unvergleichlichen satirischen Art von allen Seiten beleuchtet, während Molière in seinen Komödien immer das Institut der Ehe selbst in seinem Gegensatz zu der menschlichen Schwäche im Auge hat, während auch Shakespeare und Goethe immer in dieser Angelegenheit den letzten Grund der Erscheinungen in den unveränderlichen Eigenschaften der Seele des Menschen behandeln, fällt unserm Naturalisten so etwas garnicht ein. Zola schildert die Ehebrecher, die Unzüchtigen, die Kourtsanen, die unglücklichen und verräterischen Ehemänner und Ehefrauen, aber damit begnügt er sich. Und so ist es in allen Stücken. Zola bleibt immer auf der Erde, er schwingt sich nicht zu den Höhen hinan, wo die großen Denker thronen. Sollte das Absicht sein? Sollte der Naturalist in seinem Naturalismus so weit gehen, daß er es für unnatürlich hält, große Gedanken auszusprechen? Ich glaube es nicht. Ich meine, es ist ein gut Teil Philistertum in ihm. Der jüngere Dumas hat offen erklärt, Goethe sei frivol und das französische Volk müsse vor seinem Einfluß geschützt werden. Wenn Zola Goethe kannte — er kennt, wie die meisten französischen Autoren, nur die Literatur seines Landes —, so würde er vermutlich dasselbe sagen. Er denkt, wenn alles so ginge, wie die Wissenschaft der Neuzeit es als richtig ausgerechnet hätte, dann würden alle Leute glücklich, zufrieden und tugendhaft leben. Er ist ein treuer Jünger seines Landsmanns Auguste Comte. Sein Hoffnungsstern, wenn er ja einen hat, heißt „Altruismus.“ Sollte er eine

andere Ansicht haben, so ist dies wenigstens aus den drei Romanen, welche ich hier als seine bedeutendsten ins Auge gefaßt habe, nicht zu erkennen, und es leuchtet doch aus jedem Kunstwerk, auch ohne die Absicht des Künstlers, dessen geheimste Seele hell hervor. So müssen wir denn Zola wohl kritisch als das erkennen, als was er sich uns in der Erfahrung zeigt: als einen Schriftsteller, der just das Zeug dazu hat, bei seinen Lebzeiten sehr viel gelesen zu werden. Ob er aber in künftigen Zeiten noch etwas anderes sein wird als eine historische Merkwürdigkeit der Literatur, das ist sehr fraglich, denn er ist wohl nur das interessanteste Beispiel für die notwendigen Folgen eines Irrtums. Der Romandichter folgt, wenn er nicht selbst Denker ist, den Philosophen seiner Zeit, und unsere Philosophen wissen nicht, daß die Wahrheit und die Schönheit eines und dasselbe sind.



## Das diesjährige Prachtwerk.

Ich schrieb bei nächtlicher Lampe  
Den Jammer, der mich traf,  
Er ist bei Hoffmann und Campe  
Erschienen in Kleinktav.

Es hat ihn Robert Schumann  
Gefühlsvoll komponirt  
Und jetzt gar Herr Paul Thumann  
In Lichtdruck illustriert.

So ziehn meine Vieder und Wike  
In modischem Puzer durchs Land,  
O braver Herr Adolf Tige,  
Ich drück' Ihnen herzlich die Hand.



In der literarischen und Kunstkritik einzelner unserer gelesensten Wochen- und Monatschriften macht sich neuerdings eine Schwankung bemerkbar. Erscheinungen, die noch vor fünf, ja noch vor drei und zwei Jahren dem Publikum stets voll Entzücken angepriesen wurden — als da sind: „Musikdrama,“ „Deutsche Renaissance,“ „Archäologischer Roman,“ „Illustrierte Prachtwerke“ u. dergl. —, müssen sich plötzlich gefallen lassen, mit kritischen Augen betrachtet zu werden, und die früheren begeisterten Lobsprüche machen kühleren Urteilen Platz. Eine geradezu auffällige Probe dieser Wandlung des Urteils bildet eine Besprechung